

zerstörten Jerusalem blieb, bis verblendete Landsleute ihn nach Ägypten verschleppten. Die geistige und religiöse Gedankenwelt des Propheten ist dem Verfasser ebenso wichtig wie vor allem seine seelischen Qualen, sein Leiden an Gott, an seiner Berufung und seiner unlöslichen Bindung an Gott. Viele Texte aus dem Buch Jeremias veranschaulichen all das bis zur Ergriffenheit. Die Gegenwartsbezüge sind nicht zu übersehen. Dr. K. Fr. Krämer

KURT NIEDERWIMMER: Jesus. Göttingen 1968. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. 96 Seiten.

Der Autor, Professor für Neues Testament in Wien, zeigt sich in seinem die gegenwärtige Diskussion bereichernden und anstoßenden Jesusbuch „an der psychologischen Relevanz der von Jesus hervorgerufenen Bewegung“ interessiert, weil er die Frage nach Jesus nicht länger „in einem theologischen Ghetto“ eingesperrt wissen möchte. Jesu Verkündigung der Gottesherrschaft trug nach N. „den Charakter einer enthusiastischen Proklamation“ (S. 37), sie birgt ein vom Mythos, den Kräften des Unbewußten gespeistes illusionäres Element, sie signalisiert eine „Neueinstellung des Bewußtseins“ (S. 51), und zwar des kollektiven Bewußtseins. Diese Neueinstellung besteht nach N. darin: „Jesus hat mit der Torafrömmigkeit und dem Gott der Torafrommen gebrochen und damit eine Entwicklung hervorgerufen, deren Opfer er wurde“ (S. 53). Jesus macht den Menschen zum Maß der Tora, verkündet Gott als den Vater des „verlorenen“ Sohnes, sagt die Zeit der Sünder an, bei denen die größere Wahrhaftigkeit ist, weil sie Gott ganz preisgegeben sind. Jesu „Maßlosigkeit“ bringt ihn ans Kreuz; seine Kreuzigung definiert ihn als gott-los. Der Glaube an Jesu Auferstehung rechtfertigt ihn: „Gott offenbart sich in den Ostererscheinungen als der Gott der Gottlosen. Das ist – gemessen an den Traditionen Israels und gemessen an der menschlichen Katastrophe Jesu – ein so überschwenglicher Gedanke, daß er sich mit einer ekstatischen Erfahrung verbindet, dem Aufbruch des ‚Geistes‘“ (S. 79). Die universale Bedeutung Jesu bestimmt N. dahin, „daß er den Grundkonflikt der Existenz vor Gott ausgetragen hat“ (S. 85), indem er die Auflösung des Autoritätskonfliktes überhaupt intendierte (wofür sein Rigorismus wie sein Laxismus gleichermaßen sprechen). „Das Kreuz bedeutet zunächst die Verurteilung eines Lebens, das sich auf das Unendliche hin richtet, es offenbart die Sinnlosigkeit der Frage nach dem Sinn. Die Ostererscheinungen dagegen rechtfertigen den so Gescheiterten. Sie zeigen eine Lösung des Konflikts, die darin besteht, daß man trotz des Scheiterns und im Scheitern die Hoffnung auf die Verwirklichung des Sinns nicht aufgibt“ (S. 85). N. sucht ausdrücklich die Begrifflichkeit der Tiefenpsychologie als Verstehenshilfe in die Theologie einzuführen und dadurch in der „Entmythologisierungsdebatte“ einen neuen Weg zu weisen. Man sollte die Tragweite dieses Weges erproben. Die FR-Leser wird insbesondere interessieren, wie N. das Phänomen des Antijudaismus bzw. Antisemitismus zu interpretieren versucht (S. 75, 83 und 93 f., Anm. 44).

R. P.

CHRISTOPH PLAG: Israels Wege zum Heil. Eine Untersuchung zu Römer 9 bis 11. (Arbeiten zur Theologie. Herausgegeben mit Alfred Jepsen und Otto Michel von Theodor Schlatter. I. Reihe – Heft 40.) Stuttgart 1969. Calwer Verlag. 79 Seiten.

Das uns hier besonders interessierende Ergebnis dieser kleinen, aber äußerst sachlich-gelehrten und erkenntnisberei-

chernden Studie läßt sich am besten mit den Worten des Verfassers prägnant zum Ausdruck bringen: „In Röm 11, 11–32, sind zwei verschiedene Ansichten über Israels Heil vorgetragen. Die Unterschiede betreffen vor allem den Heilstermin und den Heilsmodus. Sie lassen sich auf zwei verschiedene, aber je in sich vollständige Heilswege zurückführen, nämlich auf den ‚Weg über die Umkehr‘ und den ‚Weg über den Erlöser‘. Zum einen gehören die Verse 11–24 und 28–32, zum anderen die Verse 25–27. Beide stimmen zwar darin überein, daß sie dasselbe Ziel haben: sie wollen beide eine Möglichkeit aufzeigen, wie das verstockte Israel doch noch zum Heil kommen kann. Im übrigen aber gehen die Wege aneinander vorbei“ (S. 66). O. K.

GERHARD VON RAD: Theologie des Alten Testaments. Bd. I: Die Theologie der geschichtlichen Überlieferungen Israels. 4. bearbeitete Auflage, 26. Tausend. 1962 5., durchgesehene Auflage 1966. München. Chr.-Kaiser-Verlag. 511 Seiten.

Dieses Standardwerk ist so bekannt und in seinem Werte so gründlich erkannt, daß ein Hinweis für die neue Auflage genügt. Es muß aber auch hier der besondere Vorzug betont werden, der darin besteht, daß der Autor vor allem die alttestamentlichen Sachverhalte in ihrer Eigenart erfassen, nicht aber unter allen Umständen in der gängigen theologischen Begrifflichkeit unterbringen will. Mit Recht scheut er jene „Biblischen Theologien“, die biblische Theologie in die von der systematischen Theologie festgelegte Systematik und damit in ein von außen an den Stoff herangetragenes Schema einpressen will.

Dr. Karl Fr. Krämer

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY: Die Umwandlung. Die Umwandlung des Wortes Gottes in die Sprache des Menschengeschlechts. Heidelberg 1968. Verlag Lambert Schneider. 144 Seiten.

LUIS ALONSO SCHÖKEL: Sprache Gottes und der Menschen. Literarische und sprachpsychologische Beobachtungen zur Heiligen Schrift. Aus dem Englischen übertragen von Hubert Huppertz und Franz Joseph Schierse. (Reihe: Kommentare und Beiträge zum Alten und Neuen Testament.) Düsseldorf 1968. Patmos-Verlag. 284 Seiten.

Zunächst ein Klarstellung: Das Buch von E. Rosenstock-Huessy hat drei Auszüge zum Inhalt; der erste, „Im Kreuz der Wirklichkeit“, ist dem 2. Band der „Soziologie“ entnommen (Kohlhammer, Stuttgart) und hier etwas erweitert vorlegt. Die Beiträge 2 und 3 („Ichthys“ und „Die Frucht der Lippen“) entstammen dem großen Werk „Die Sprache des Menschengeschlechts – Eine leibhaftige Grammatik in vier Teilen“ (Lambert Schneider, Heidelberg). – Wir möchten in Kürze ein paar Gedanken notieren, die vielleicht nicht ganz unwichtig sind – im Blick auf Rosenstock-Huessy. Unseres Erachtens gibt es Erscheinungen in der weiten Welt menschlichen geistigen Lebens, die ebenso lebenswichtig sind wie nicht-einzuordnend in bestehende „Strömungen“. Zu diesen „Erscheinungen“ möchten wir – so dies erlaubt ist – Rosenstock-Huessy und sein reiches Lebenswerk zählen. Wenn der Rezensent das charakterisieren soll, was der Verfasser hier vorlegt, so kann er allenfalls eine Kategorie wie die „weisheitlichen Erwägens“ als zutreffend (soweit davon die Rede sein kann!) empfinden. Und das ist durchaus im Sinne alttestamentlich-jüdischer Weisheitlichkeit gemeint. Vielleicht wäre es wirklich nicht so falsch, über vielen Seiten, ja in etwa über dem ganzen Werk ein weisheitlich-neutestamentliches „Was nützt es dem Menschen“ stehen zu sehen.

Man kann diese Schrift von Rosenstock-Huessy nicht einfach „empfehlen“. Dazu ist ihre „innere Bedeutung“ für die Fragen um eine Entwicklung des Menschengeschlechts zu groß; gleichgültig, in welcher Richtung und unter welchen Vorzeichen man diese Entwicklung nun ins Auge fassen mag. Gleichgültig auch, ob man sich zu den „Optimisten“, den „Pessimisten“ oder den mittleren „Realisten“ zählen wird.

Nach unserem Dafürhalten setzt ein gutes Verstehen, das stets ein kritisches Verstehen sein muß, für eine Lektüre unseres vorliegenden Buches eine geradezu immense Kenntnis – eine verstehende Kenntnis (keine bloß summierende!) – des Ganges der Geistesgeschichte der Menschheit und insbesondere ihres Forschens in den letzten zwei Jahrhunderten voraus. Meines Erachtens kann man erst dann verstehen, wieso und inwieweit Rosenstock-Huessy „Recht haben“ kann – eventuell und gerade auch da, wo er zunächst einmal ganz gewiß sachlich gesehen nicht im Recht sein wird; man vergleiche etwa nur einmal die Aussagen über die vier Evangelien (S. 43 f.) mit den Ergebnissen der modernen Evangelienforschung. Aber man darf eben unseren Verfasser nicht auf dieser Ebene aushandeln wollen. Und doch: es liegt hinter diesen so vereinfachend (und so leicht zu widerlegend) erscheinenden Aussagen ein Anspruch, der im Grunde ja auch manchem modernen Forscher längst wieder gegenwärtig ist (falls er das – wir möchten es offenlassen – zeitweilig nicht gewesen sein sollte). Hintergründig schließt sich also nicht alles, was Rosenstock-Huessy einerseits und moderne Forschung andererseits beabsichtigen, auf jeder Ebene und unter jedem Aspekt aus; hier trägt der Anschein manchmal mehr, als die Sache letzten Endes hergibt.

Unser Autor gibt ein Korrektiv: das aber hat und behält seinen Sinn, auch und gerade wenn es im einzelnen verabsolutiert – falsch wäre. Wir gestehen gerne eines zu: Mit den herkömmlichen Kategorien abendländischen Verhandelns von Erkenntnissen in „wahr“ und „unwahr“, in „richtig“ und „falsch“ wird man nie hinter das kommen, was unser Verfasser uns zu sagen hat.

Und hier sei auf eine Gefahr – es gäbe deren viele – aufmerksam gemacht. Rosenstock-Huessy ist stets ein in Freiheit denkender Mensch gewesen. Das bezeugen Lebenslauf und Werke unablässig. Gerade aus dieser, nicht zuletzt durch viel Leid erkaufte Freiheitlichkeit heraus findet er seine Bindung – an das Wort Gottes, wie es ihm die Heiligen Schriften bieten. Wir möchten annehmen, daß ihm gewisse Arten auferlegter Bindungen, wie sie durch die gesellschaftlich-herrschenden Kirchensysteme im Abendland den Theologen der letzten Jahrhunderte nur allzu bekannt waren, doch lebensmäßig fremder waren und sind, als dies für die jeweils „Betroffenen“ der Fall war. Die Leidenschaftlichkeit der Forschung der letzten zweihundert Jahre (und darüber hinaus!) ist eben nicht nur eine Tragödie in der Hinsicht, wie sie bei unserem Autor (zu Recht, aber doch in Einseitigkeit) gezeichnet wird. Sie ist nämlich zugleich ein unverlierbares Stück des Ringens des Menschen um jene Freiheit, aus der heraus ein ganz gewolltes und urpersönliches Ja zu Gottes Wort erst erfolgen kann. Daß dieses Ringen eingebunden ist in all die menschliche Fehlerhaftigkeit, das wird schwerlich Verwunderung hervorrufen können. Wo in aller Welt und Geschichte wäre es je anders gewesen! – Die Gefahr aber, auf die wir hinweisen wollten, liegt unseres Erachtens darin, daß unter Verkenntnis der Komplexitäten der anstehenden Fragen aus der Darlegung unseres Verfassers wissenschaftsfeindliche Kurzschlüssigkeiten resultieren könnten. Nicht also wissen-

schaftskritische Einsichten, wie sie sehr wohl am Platze wären, sondern verkürzende Schlußfolgerungen, die einer Primitivität entstiegen und die unser Autor niemals billigen würde.

Bleibt der Wunsch, daß dieser große Ruf zu einem korrekturbereiten Überdenken aller Forschungsarbeit da ankommen (und so ankommen) möge, wie er eigentlich gemeint ist: der Sache dienend und damit ein Leben des Menschen unter Gottes Wort ermöglichend – mehr er-möglichend!

Luis Alonso Schökel liefert – letzten Endes um dasselbe bemüht – einen Beitrag ganz anderer Art zur gegenwärtigen theologischen Diskussion, zum Ringen um ein in unserer Zeit ausweisbares, verantwortliches Verstehen des Wortes Gottes. Außerordentlich sympathisch sind schon die einführenden Worte des Verfassers, der unter anderem sagen kann: „Dieses Buch ist keine streng wissenschaftliche Studie; dazu fehlen ihm der Rückhalt wohlgeordneter Gelehrsamkeit und die tiefeschürfende Untersuchung eines einzigen Problems“ (S. 9). Dem mag wohl so sein, so man mit den herkömmlichen Kategorien geisteswissenschaftlicher Arbeitsweisen an dieses Unternehmen des Verfassers herangeht. Aber man wird in den gestrengen Geisteswissenschaften noch lernen müssen – so dieser Prozeß noch nicht allenthalben angelaufen ist –, daß man auch mit Beschränkung und gefälliger Akribie nicht mehr „den gesicherten Bestand des Wissens“, gleichsam in einem „Einfür-alles-Mal“ schaffen kann. Die Basis für ein dergestaltiges Arbeiten wird jedenfalls in zunehmendem Maß enger. Das heißt aber: Angesichts der heutigen, in stetiger Ausweitung begriffenen Gesamtforschung wird es mehr denn je zuvor noch möglich sein, durch bewußten Eintrag von Teilaspekten und verschiedenen Perspektiven einen Fortschritt zu erbringen. Die übergroße Komplexität moderner Forschungsmethoden wird es gar nicht mehr zulassen, daß ein einzelner Forscher in Totalität einen Bereich so durchdringen und dann auch noch darstellen kann, so daß am Ende dann das allseits abgerundete, in sich stehende „Ergebnis“ stünde.

Luis Alonso Schökel haben wir es zu danken, daß eine Reihe moderner Erkenntnisse überhaupt erst einmal in die theologische Diskussion Eingang findet. Vollständigkeit zu erwarten oder gar zu verlangen wäre geradezu banaler Unsinn; zudem wäre die Frage, worin denn diese Vollständigkeit überhaupt bestehen sollte. Nur der Unkundige könnte nicht wissen, daß die moderne Sprachwissenschaft ja eine ebenso offene Größe ist und sein muß, wie dies für alle anderen modernen Wissenszweige gilt. Ganz abgesehen davon, daß es für einen auch noch so gut geschulten Theologen („klassisch“ geschulten, versteht sich!) alles andere als einfach ist, sich sachgemäß in dem riesigen Angebot moderner Sprachwissenschaft zurechtzufinden.

Überlegt man sich die Situation der katholischen Theologie einerseits und das Angebot bzw. die Anforderungen moderner Wissenschaften andererseits, so wird man in Betracht aller Momente sagen müssen, daß Luis Alonso Schökel ein sehr glücklicher Einstieg gelungen ist. In der immer wieder aufgenommenen Fragestellung der Inspiration bzw. nach der Inspiration (im englischen Titel klingt das schon von außen an: „The inspired Word“) wird bewußt ein altes Erbe theologischer Aussage aufgenommen. Das hat den großen (auch wissenschaftskritisch gesehen großen) Vorteil, daß der Verfasser keinen Versuch zu machen braucht, an nun einmal vorhandenen (weil überkommenen) Fragen gleichsam vorbeizugehen, etwa so, als existierten sie überhaupt nicht. So werden ältere Frage-

stellungen keineswegs verleugnet (wie dies ansonsten heute leicht zu geschehen pflegt, so sich einer überhaupt typisch modernen Verstehensformen zuwendet); das ganze überkommene Erbe vermag einbezogen zu werden, und mit ihm wird der Schritt nach vorne gewagt. Man darf den Verfasser in ehrlicher Überzeugung ermuntern, diesem Bemühen seine Intelligenz und Kraft weiterhin zur Verfügung zu stellen, um vor allem der theologischen Forschung zukunftsweisende Impulse zu vermitteln.

Die Übersetzung von Hubert Huppertz und Franz Joseph Schierse verdient ein eigenes Wort dankender Auszeichnung.

O. K.

KARL HERMANN SCHELKLE: Theologie des Neuen Testaments. Band I: Schöpfung (Welt – Zeit – Mensch). Reihe: Kommentare und Beiträge zum Alten und Neuen Testament. Düsseldorf 1968. Patmos-Verlag. 172 Seiten.

Der gelehrte Verfasser, Professor für neutestamentliche Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen, legt hier den ersten Band einer auf vier Bände angelegten „Theologie des Neuen Testaments“ vor. Der Verfasser sagt dazu in einer einleitenden Bemerkung: „Der neutestamentlichen Theologie wird immer eine kurze Besinnung auf das Alte Testament vorauszuschicken sein. Dies ist notwendig des geschichtlichen Verständnisses wegen. Denn das Neue Testament setzt sowohl den Glauben des Alten Testaments als auch die Ausdrucksform seines Glaubens, seine Sprache und seine Begrifflichkeit voraus. Aber dies ist auch notwendig aus einem tieferen Grunde der Heilsgeschichte. Der Gott Israels ist der Vater Jesu Christi. Das Neue Testament versteht sich als Erfüllung des Alten Testaments. „Alles dies geschah als Vorbild auf uns hin“ (1 Kor 10, 6). Die Erfüllung geschieht aber immer in der Weise neuer Interpretation, der Korrektur und Überbietung des Alten. Darum wird, wie auf die Zusammenhänge zwischen dem Alten und dem Neuen Testament, so auch auf die Unterschiede zu achten sein.“

Die Darlegungsweise des Verfassers zielt darauf ab, wesentliche Aussagen des Alten Testaments so, wie sie in neutestamentlichen Texten aufgenommen, verarbeitet und teilweise auch verändert und weitergebildet sind, in ihren Sinnbezügen auf das AT einerseits, andererseits aber auch auf die Aufgaben neutestamentlicher Verkündigung zu durchleuchten.

Die kurze und dabei sehr gedankenflüssige Darstellung ist außerordentlich zu begrüßen. Sie wird auf recht verschiedenen Ebenen wirksam werden können. Allein das zeigt schon zur Genüge, daß wir ein aus Meisterschaft heraus geschriebenes Werk vor uns haben.

O. K.

ADOLF SCHLATTER: Zur Theologie des Neuen Testaments und zur Dogmatik. Kleine Schriften. Mit einer Einführung herausgegeben von Ulrich Luck. (Theologische Bücherei – Neudrucke und Berichte aus dem 20. Jahrhundert – Band 41 – Neues Testament). München 1969. Verlag Chr. Kaiser. 272 Seiten.

Das sehr aner kennenswerte Unternehmen dieser „Neudrucke und Berichte“ bringt stets neue Schätze ins Licht der Gegenwart: sehr zu Recht, wie die Lektüre sogleich beweist. Hier erhalten wir einen Einblick in das Leben und in das theologische Arbeiten Adolf Schlatters (1852 bis 1938). Die Aufsätze (bzw. Aufsatz-Reden) sind nicht nur Dokumente geschichtlich rückblickender Art, so man sie heute liest. Sie zeigen in einem starken Maße die stets

ähnliche Lage der Theologie und des Glaubens. Das erweist sich an einem Beispiel besonders deutlich: in der Rede, die Adolf Schlatter im Jahre 1931 vor der evangelisch-theologischen Fachschaft in Tübingen hielt – 60 Jahre nach Beginn seines eigenen theologischen Studiums im Jahre 1871 – und die die Überschrift trägt: „Erfolg und Mißerfolg im theologischen Studium“. Angesichts vieler Reden von heute mag man sich sagen lassen: „Wir wären nicht mehr Theologen, wenn wir über unsere Lage jammerten. Alles liegt daran, daß wir sie klar erfassen, alles aber auch daran, daß wir mit unerschütterlicher Ruhe bei unserer Arbeit ausharren. Wenn wir in Angst versinken und zu jammern beginnen, taugen wir nichts mehr. Denn der Theologe widerlegt sich selbst, wenn er über die geistige Lage jammert, in die er hineingesetzt ist.“ – Nur ein kleines aufschlußreiches Beispiel der Aktualität einer Rückschau, die aus hundert Jahren in gleicher Weise zeitgemäß in unsere Tage reicht.

O. K.

JOHANN MICHAEL SCHMIDT: Die jüdische Apokalyptik. Die Geschichte ihrer Erforschung von den Anfängen bis zu den Textfunden von Qumran. Neukirchen-Vluyn 1969. Neukirchener Verlag des Erziehungsvereins. 343 Seiten.

PETER VON DER OSTEN-SACKEN: Die Apokalyptik in ihrem Verhältnis zu Prophetie und Weisheit (Theologische Existenz heute 157). München 1969. Verlag Chr. Kaiser. 63 Seiten.

WOLFGANG HARNISCH: Verhängnis und Verheißung der Geschichte. Untersuchungen zum Zeit- und Geschichtsverständnis im 4. Buch Esra und in der syr. Baruchapokalypse (FRLANT 97). Göttingen 1969. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. 362 Seiten.

Daß die Lage der Apokalyptikforschung mißlich ist, ist seit Auffindung der Qumranschriften zunehmend deutlicher geworden. Das zunehmende nicht nur historische, sondern auch eminent theologische Interesse an der jüdischen Apokalyptik konkurriert mit einer Vielzahl verschiedener, häufig widersprüchlicher Forschungsergebnisse. In dieser Lage müssen kritische Sichtung der bisherigen Forschung, Neubemühung um die Herkunft der Apokalyptik und eingehende Bemühung um die einzelnen Dokumente Hand in Hand gehen. Aus dem Jahr 1969 sind drei Publikationen zu den drei genannten Kreisen der Forschung anzuzeigen.

Die Hamburger Habilitationsschrift von J. M. Schmidt arbeitet die Ergebnisse der rund zweihundertjährigen kritischen Apokalyptikforschung bis 1947 auf, um sie dem gegenwärtigen Bemühen der Forschung dienstbar zu machen. Zur Schärfung des kritischen Bewußtseins überlieferten Forschungstraditionen gegenüber ist das Buch ebenso nützlich wie der Anregung neuer, sachgemäßerer Fragestellungen dienlich. Die gegenwärtige Diskussion spiegelt sich in P. von der Osten-Sackens kleiner, gediegener Studie, in der die Ableitung der Apokalyptik aus der Weisheit durch G. von Rad methodisch und sachlich in Frage gestellt wird und nach einer (traditionsgeschichtlichen) Befragung der einzelnen Schichten des Danielbuches als des ältesten Zeugnisses der Apokalyptik und einem Vergleich mit den deterministischen Gedanken der Weisheit festgehalten wird: „Die Apokalyptik ist ein legitimes, wenn auch spätes und eigenartiges Kind der Prophetie, das sich, obschon bereits in jungen Jahren nicht ohne Gelehrsamkeit, erst mit zunehmendem Alter der Weisheit geöffnet hat“ (S. 63). Die Marburger Dissertation